

# Zeitgeist und Wirtschaftsgesinnung im Deutschland der Jahrhundertwende\*

Von Bruno Seidel, Göttingen

## I. Die Voraussetzungen der Wirtschaftsgesinnung

Die Begriffe Wirtschaftsgesinnung und Wirtschaftsgeist haben bei Max Weber, Werner Sombart und einer Reihe anderer sozialwissenschaftlicher Forscher eine große Rolle gespielt. Diese Kapitalismusforschung hatte ihr Augenmerk vor allem auf die Unterschiede zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit gerichtet, um das Spezifische neuzeitlicher Wirtschaftsgesinnung durch den Vergleich mit dem Geist vor- bzw. nicht-kapitalistischer Wirtschaftsweisen darzutun.

Uns geht es nicht mehr um den „Geist“ oder die „Wirtschaftsgesinnung“ des Kapitalismus schlechthin, sondern um den Versuch, sich über den Wirtschaftsgeist der wilhelminischen Epoche, das heißt, der Zeit um die Jahrhundertwende, einen zuverlässigen Eindruck zu verschaffen.

Da aber die Wirtschaftsgesinnung einer bestimmten Zeit weder losgelöst von dem sie umfangenden Zeitgeist noch getrennt von den realen Gegebenheiten der Wirtschaft selbst verstanden werden kann, gilt es, sich vorweg von beiden einen Eindruck zu verschaffen. Über den Zeitgeist dieser Epoche schrieb Robert Musil in seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“:

„Es wurde der Übermensch geliebt, und es wurde der Untermensch geliebt; es wurden die Gesundheit und die Sonne angebetet, und es wurde die Zärtlichkeit brustkranker Mädchen angebetet; man begeisterte sich für das Heldenglaubensbekenntnis und für das soziale Allemannsglaubensbekenntnis; man war gläubig und skeptisch, naturalistisch und preziös, robust und morbid; man träumte von alten Schloßalleen, herbstlichen Gärten, gläsernen Weihern, Edelsteinen, Haschisch, Krankheit, Dämonien, aber auch von Prärien, gewaltigen Horizonten, von Schmiede- und Walzwerken, nackten Kämpfern, Auf-

---

\* Erweiterter Text eines im Rahmen der fünften geistesgeschichtlichen Arbeitstagung in Hofgeismar am 31. Oktober 1962 unter dem Titel: „Die Wirtschaftsgesinnung des Wilhelminischen Zeitalters“ gehaltenen Vortrags.

ständen der Arbeitssklaven, menschlichen Urpaaren und Zertrümmerung der Gesellschaft. Dies waren freilich Widersprüche und höchst verschiedene Schlachtrufe, aber sie hatten einen gemeinsamen Atem . . . in Wirklichkeit war alles zu einem schimmernden Sinn verschmolzen. Diese Illusion, die ihre Verkörperung in dem magischen Datum der Jahrhundertwende fand . . .<sup>1</sup>.

Hierzu noch einige allgemeine Angaben, um den materiellen Hintergrund der Zeit in den Griff zu bekommen: Das Außenhandelsvolumen (Ein- und Ausfuhr) ist für Deutschland zwischen 1880 und 1913 von 6 auf 18 Milliarden Mark gestiegen. Die Handelsflotte hat sich zwischen 1896 und 1913 um 160 % erhöht, 1913 jedoch erst ein Drittel der englischen Tonnage erreicht. Die englische Tonnage hatte in der gleichen Zeit nur um etwa 40 % zugenommen. Zwischen 1890 und 1914 war die Roheisenerzeugung in Deutschland um etwa 340 % und die Kohleförderung um 240 % gestiegen. Zwischen 1872 und 1902 verdoppelte sich der Handel mit England, jedoch mit den außereuropäischen Gebieten — Englands große Sorge — hatte er sich verfünffacht. Die Wohlstandszunahme zeigen die Ziffern der Auswanderung für Deutschland deutlich: 1891: noch 120 000, 1897: nur noch 30 000 Seelen.

Wir befinden uns in den neunziger Jahren, um die Jahrhundertwende, in einer wirtschaftlichen Entwicklung, in der die zweite Welle der industriellen Revolution<sup>2</sup> voll zur Auswirkung kommt. Die Elektrizität, Stark- und Schwachstrom, die Chemie und der Explosionsmotor haben das Feld erobert bzw. sind dabei. Die Großbetriebe wachsen zusehends. Das Wirtschaftskapital wird laufend anonym. Die Mittelschichten, vor allem die Angestellten, die sogenannten tertiären Berufe, nehmen gewaltig zu. Mit dem Großbetrieb ist aber dann auch das Zeitalter des all-round-Unternehmer-Werkführers<sup>3</sup> zu Ende, der tatsächlich Herr im eigenen Hause war und das ihm auch gehörte.

Das ist in ganz groben Strichen eine Skizze des äußeren Bildes unserer Wirtschaft. Neben die gute alte Dampfmaschine und die von ihr betriebene Eisen- und Textilindustrie, die beide in ihren

<sup>1</sup> Robert *Musil*: Der Mann ohne Eigenschaften. Hamburg 1932. S. 56.

<sup>2</sup> Es sei hier auf den Widersinn der Rede von der „zweiten industriellen Revolution“ im Hinblick auf das technische und wirtschaftliche Geschehen in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg, das als dritte Welle der „industriellen Revolution“ zu gelten hat, hingewiesen.

<sup>3</sup> Derartige Typisierungen sind immer das Ergebnis von Generalisierungen aus vielen mosaikartig aneinander gefügten Einzelbeobachtungen. In diesem Zusammenhang sei auf das zwar recht populär abgefaßte, jedoch viele für unser Thema relevante Details enthaltende Werk von Theodor *Bohner*: Der ehrbare Kaufmann, 2. Aufl., Hamburg 1956, hingewiesen.

Produktionsformen im wesentlichen festlagen und nur schrittweise gleichsam aus der Praxis heraus verbessert wurden, sind die drei neuen Zweige, Elektrotechnik, Chemie und der Explosionsmotor, getreten. Damit tritt die Technik in dem uns heute vertrauten Sinne erstmalig voll in Erscheinung. Sie wird im Vergleich zu dem, was wir vorher an Produktionstechniken vorfinden, „synthetisch“. Das Laboratorium und das Experiment werden *die* Voraussetzung für die technische Entwicklung. Der sogenannte technische Fortschritt, besser die technische Entwicklung, wird organisiert, systematisiert und bürokratisiert. Neben den bisherigen Techniker, der zumeist ein aus der Praxis stammender, technisch begabter Dilettant vorwiegend handwerklich-werkmeisterlicher Prägung war (man denke dabei nur etwa an Werner *Siemens* oder Johann Georg *Halske*), tritt im Wirtschaftsleben ein ganz neuer Typ um diese Zeit auf, die Gruppe der auf Universitäten und technischen Hochschulen ausgebildeten Techniker, Chemiker und Physiker. Neben diesem neuen Typus des Technikers entwickelt sich aber auch der neue Typ des Kaufmannes.

Denn mit dieser technischen Entwicklung stiegen die fixen Kosten einmal für die Ausrüstung der Betriebe und zum anderen für die laufenden technischen Entwicklungsprojekte. Dies gilt vor allem, wenn man den hier entstehenden neuen Typ des Betriebes, d. h. den Großbetrieb, mit dem frühindustriellen, zumeist aus kleinsten Anfängen sich allmählich entwickelnden Unternehmenstypus vergleicht. Die Technik ist inzwischen so fortgeschritten, daß die Größe der Betriebe, insbesondere bei den oben genannten neuen technischen Zweigen (d. h. vor allem bei denen der sogenannten „zweiten Welle der industriellen Revolution“), sich nicht mehr in erster Linie nach der Kapitalausstattung der Betriebe richtet, sondern technisch bedingt zu werden beginnt, wobei die Kompliziertheit der Erzeugnisse und das Ausmaß dadurch bedingter innerbetrieblicher Arbeitsteilung den Ausschlag gibt.

Damit bricht aber die innerbetriebliche Vorausplanung in einem ganz anderen Umfang in die Betriebe und in das Wirtschaftsdenken ein, als dies bisher der Fall war. Anstelle der Intuition der großen Erfinder und der Improvisation der Unternehmer-Werkführer von einst bekommt die systematische Planung technisch und kaufmännisch den Vorrang. Eine andere bzw. ein höherer Grad innerbetrieblicher Rationalität wird hier notwendig. Die Finanzierungsmethoden, die Kapitaldisposition und die innerbetrieblichen Abrechnungsmethoden müssen verfeinert werden.

So entsteht aus praktischen Bedürfnissen der Wirtschaft die Betriebswirtschaftslehre bzw. deren Vorläufer. Karl *Bücher* trägt 1910



— neben anderen — sein „Gesetz der Massenproduktion“ vor<sup>4</sup>. Mit der Betriebswirtschaftslehre aber setzt sich ein Wirtschaftsdenken allmählich durch, das sich der begrenzten sittlichen Durchdringbarkeit marktwirtschaftlicher Verhältnisse — um mit Max Weber<sup>5</sup> zu sprechen — zunehmend gegenübergestellt sieht. Damit ist ein neuer Unternehmertypus gegeben. Zwar bleibt das „Familienmotiv“<sup>6</sup> noch wirksam, aber der Großbetrieb gehört den Unternehmern nicht mehr oder nur noch zum geringen Teil. Er ist nicht mehr der Allround-Unternehmer, der den eigenen Betrieb übersieht. So hört er in mehrfacher Hinsicht auf, „Herr im Hause“ zu sein. Das Zeitalter des „scientific management“, der wissenschaftlichen Betriebsführung, hat begonnen.

Aber wie schon früher im Falle der Technik waren die Universitäten zunächst nicht in der Lage, diesen neuen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. So entstehen in dieser Zeit die sogenannten „Handelshochschulen“: 1898 in Leipzig und Aachen, 1901 in Köln und Frankfurt und 1906 in Berlin. Parallel zu den hochschulmäßig ausgebildeten Technikern ergibt sich aus den oben angeführten Gründen das Bedürfnis nach hochschulmäßig ausgebildeten kaufmännischen Führungskräften, deren Aufgabe es ist, die Technik unter die kaufmännische Rentabilitätskontrolle zu nehmen. Die technische und die wirtschaftliche Organisation arbeiten sich hier Zug um Zug in die Hände.

Nun wollen wir nicht den Anschein erwecken, als ob wir Wirtschaftsgesinnung und die Entwicklung der Ökonomie als eines akademischen Wissenschaftszweiges identifizierten. Doch bestehen auch hier wechselseitige Beziehungen. So trägt die Wissenschaft entweder ex post bestimmten Entwicklungen der wirtschaftlichen Wirklichkeit Rechnung oder aber wirkt in die Zukunft programmatisch und prognostisch hinein. In beiden Fällen nimmt sie aber Aufgaben der Praxis als wissenschaftliche Aufgaben auf. Neben der beginnenden Etablierung der Betriebswirtschaftslehre ist hier für das Gebiet der Wirtschaftswissenschaften vor allem der zunehmende Einfluß der sogenannten Kathedersozialisten an den Hohen Schulen Deutschlands zu nennen, der gleichsam als humaner Gegenpart zu dem rein sachlichen Aspekt der Betriebswirtschaftslehre den sozialpolitischen

<sup>4</sup> Karl Bücher: Das Gesetz der Massenproduktion. Z. f. d. ges. Staatswissenschaft LXVI (1910). S. 429 ff. (Wiederabgedruckt in: Die Entstehung der Volkswirtschaft. 2. Bd. Tübingen 1922. S. 87 ff.)

<sup>5</sup> Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft. II. Teil. Religionssoziologie, § 11: Religiöse Ethik und Welt, Tübingen 1925. S. 335.

<sup>6</sup> Joseph A. Schumpeter: Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie. 2. Aufl. München 1950. S. 258 f.



Aspekt über den 1872 gegründeten „Verein für Socialpolitik“ allmählich durchgesetzt hat.

Ähnlich verhält es sich mit der staatlichen Wirtschafts- und Sozialpolitik. Man kann diese beiden als Symptom bzw. als Funktion oder als Auslöser bzw. Stimulans wirtschaftlicher und sozialer Gegebenheiten ansehen. Zumeist sind sie beides zugleich. Damit drückt die staatliche Wirtschafts- und Sozialpolitik einmal bestimmte Geistes- und Gesinnungshaltungen aus, wie sie sich aus der Erfahrung der Wirklichkeit mehr oder weniger massenhaft gebildet haben. Zum anderen aber besitzt sie in ganz anderem Umfang als z. B. die wissenschaftliche Behandlung normative Kraft, indem sie selbst den Widerstrebenden und Andersdenkenden zu bestimmten Verhaltensweisen zwingt, wobei auf längere Sicht zumeist nicht ausbleibt, daß der Zwang zu einem bestimmten Handeln sich auch gesinnungsmäßig auswirkt.

Es sind vor allem drei Daten der wilhelminischen Ära, die hier von besonderer Bedeutung sind. Sie deuten auf Aspekte im Gesamtbewußtsein einer Epoche hin, die verhältnismäßig neu sind oder — genauer gesagt — in dieser Epoche eine solche Bedeutung erlangen, daß sie als bestimmend angesehen werden können. Diese Daten beziehen sich auf drei für die Wirtschaftsgesinnung der wilhelminischen Epoche sehr bedeutsame Aspekte:

1. Auf den *nationalwirtschaftlichen* Aspekt. Dieser nationalwirtschaftliche Aspekt ist schon 1841 bei Friedrich List in seinem Werk „Das nationale System der politischen Ökonomie“ zu finden. Für die deutsche Wirtschaftsentwicklung erhält er seit 1879 eine bestimmende Bedeutung durch Bismarcks Wendung zum Protektionismus. Zwar waren die Zölle damals noch recht maßvoll. Man führte neben den Agrarzöllen Eisen-, Industrie- und Textilzölle ein. Damit aber wurde eine Entwicklung eingeleitet, welche die Landwirtschaft besonders zu schützen begann. Weiterhin aber wurde damit eine Tendenz sichtbar, die sich zunehmend verstärken sollte: nämlich die gesamte Wirtschaft nationalstaatlichen Interessen, z. T. wirklichen, z. T. vermeintlichen, zu unterstellen.

2. Der *sozialistische* Aspekt war schon in der kaiserlichen Botschaft von 1881 zur Geltung gekommen, welche die u. a. durch den „Verein für Socialpolitik“ vorbereitete Entwicklung auf sozialpolitischem Gebiet in die Maßnahmen der Sozialgesetzgebung der achtziger Jahre (Kranken-, Unfall-, Alters- und Invaliditätsversicherung) überleitete. Obwohl diese Maßnahmen damals sozialpolitisch vorbildlich waren und sozial auch positiv wirkten, das erhoffte politische Ergebnis, der Sozialdemokratie das Wasser abzugraben, hatten sie nicht. Doch haben sie zweifellos das Erstarken des Revisionismus in den Reihen der Sozialdemokratie begünstigt.

Für unsere Epoche sind vor allem die beiden Februarerlasse von 1890 zu nennen<sup>7</sup>. Die in diesen Februarerlassen aufleuchtende kaiserliche Initiative erlahmte jedoch ziemlich rasch. Aber auch eine energischere Initiative auf diesen Gebieten hätte politisch auch nur höchst begrenzte Wirkungen haben können, da es ja gerade Fragen der großen Politik waren, die die sozialistische Arbeiterschaft und ihre Partei dem Staate entfremdet hatten bzw. weiterhin entfremdeten: das Sozialistengesetz (1878—1890), die sogenannten Umsturz- und Zuchthausvorlagen von 1894 und 1898, das preußische Dreiklassenwahlrecht, eine immer grotesker werdende Wahlkreiseinteilung für die Reichstagswahlen, eine dem sozialistischen Internationalismus immer krasser widersprechende Außenpolitik sowie der Widerspruch zwischen dem Selbstbewußtsein der Arbeiterschaft auf der einen und ihrem gesellschaftlichen Status auf der anderen Seite.

Der erste der Februarerlasse zeigt in schöner Verquickung den sozialpolitischen und nationalwirtschaftlichen Aspekt, denen die Wirtschaft jetzt unterstellt zu werden beginnt. Der zweite kündigt das allmähliche Auslaufen der „Herr im Hause“-Position in den Unternehmungen deutlich an.

3. Neben den sozialpolitischen und nationalwirtschaftlichen Aspekten, die jetzt zu dominieren beginnen, wäre noch ein *binnenwirtschaftlicher* Aspekt zu nennen, der uns symptomatisch in dem berühmten Kartellrechtsspruch des Reichsgerichts von 1887 begegnet<sup>8</sup>. Hier wurde die Auslegung des § 1 der Gewerbeordnung im Sinne der Gewerbefreiheit gegen Kartellabreden zurückgewiesen. Dann aber half man den Kartellen vor allem dadurch auf den Weg, daß man (anders als in England und USA) vereinbarte Konventionalstrafen als rechtlich einklagbar anerkannte. Eine bessere Ausrüstung für Kartelle als einklagbare Konventionalstrafen war kaum denkbar.

Neben die sachbedingten großbetrieblichen Konzentrationen treten jetzt also marktbeherrschende Organisationen, deren krisenstabilisierende Nebenwirkung oft unterschätzt wurde und die als „geheime Kräfte“ reiner Gewinnerorientierung schon vom damaligen Bewußtsein leicht dämonisiert wurden. Gustav Schmoller und der „Verein für Socialpolitik“ haben 1905 und 1906 das Verhältnis der Kartelle zum Staat untersucht<sup>9</sup>. Gegenstand dieser Untersuchungen war die miß-

<sup>7</sup> Hermann Bollnow: Wilhelms II. Initiative zur Arbeiterschutzgesetzgebung und die Entlassung Bismarcks. In: Aspekte sozialer Wirklichkeit. Sozialwissenschaftliche Abhandlungen der Hochschule für Sozialwissenschaften Bd. 7. Berlin 1958. S. 94 ff. — Bruno Seidel: Industrialismus und Kapitalismus. Meisenheim 1955. S. 263 ff.

<sup>8</sup> RGZ 38, 155. — Seidel: a.a.O. S. 281 ff.

<sup>9</sup> Gustav Schmoller: Das Verhältnis der Kartelle zum Staat. Schmollers Jb. (29) 1905. — Verhandlungen d. Vereins f. Socialpolitik über das Verhältnis der Kartelle zum Staat. In: Schr. d. Ver. f. Socialpol., 116. Leipzig 1906.



trauische Frage: Inwieweit ist der Staat bei konkreten Maßnahmen der kartellierten Wirtschaftsmacht ausgeliefert, inwieweit wurden Politiker beeinflußt oder gar gekauft, so daß aus dem Staat das wurde, was wir heute als Gefälligkeitsstaat bezeichnen?

Wie stand es mit der Wirtschaftsgesinnung dieser Epoche im engeren Sinne? Als Wirtschaftsgesinnung im engeren Sinne verstehen wir hier Fühlen, Denken und Vorstellungsinhalte von Persönlichkeiten, die wirtschaftlich und technisch Bedeutendes leisteten und zugleich als repräsentativ für diese Epoche angesehen werden können. Das, was wir als Fühlen, Denken und Vorstellungsinhalte umschrieben, umfaßt viel mehr als die eigentliche Wirtschaftsgesinnung. In dieses Umfassendere — nennen wir es einmal den „Zeitgeist“ — ist die Wirtschaftsgesinnung eingebettet und wird dadurch gleichzeitig mitbedingt. Die Wirtschaftsgesinnung begegnet uns so als z. T. unkritisch übernommene und auf das Gebiet der Wirtschaft übertragene Meinung. So finden sich die nationalen Ideologien und der politische Nationalismus im nationalwirtschaftlichen Aspekt wieder, demzufolge der einzelne sein Tun auch in wirtschaftlicher Hinsicht „nationalen Pflichten“ unterstellt. So kann unter Umständen bei einzelnen wie auch bei ganzen Gruppen nationaler Chauvinismus zu einem wichtigen wirtschaftlichen Antriebsmotiv werden.

Dann aber spielen diese umfassenderen Vorstellungs-, Gefühls- und Gedankeninhalte häufig eine entscheidende Rolle bei der bewußten Reflexion über das eigene Tun, und zwar vor allem dort, wo es um seinen *Sinn* geht. Vergessen wir nicht, daß der Praktiker, insbesondere der Wirtschaftsmensch, stets die Tendenz hat, für sein profanes, materielles Tun höhere Gesichtspunkte in Anspruch zu nehmen, es damit zu überhöhen und vor sich selbst und der Umwelt zu rechtfertigen. Diese in der wilhelminischen Epoche besonders um die Jahrhundertwende so stark ausgeprägte Suche nach einer besonderen Sinngebung oder Sinnerfüllung profanen wirtschaftlichen Tuns ist sehr charakteristisch für die von uns betrachtete Epoche. Diese krampfhafteste Suche nach Sinnerfüllung einerseits und die gleichzeitig auftretende erbitterte Zeitkritik andererseits hängen unmittelbar zusammen. Eine Zeit, die sich selbst so als epigonal, ja als dekadent empfindet<sup>10</sup>

<sup>10</sup> Hermann Ullmann: *Der Weg des XIX. Jahrhunderts*. München 1931. S. 181 ff. Albert Schweitzer: *Aus meinem Leben und Denken*. Leipzig 1931. S. 126: „Die Anregung zur Beschäftigung mit diesem Gegenstand (d. i. die Kulturphilosophie, d. Verf.) hatte ich im Sommer 1899 in Berlin im Hause Curtius erhalten. Eines Abends unterhielten sich dort Hermann Grimm und andere über eine Sitzung der Akademie, von der sie eben kamen. Plötzlich schrie einer — ich erinnere mich nicht mehr, wer es war — das Wort aus: „Ach was! Wir sind ja doch alle nur Epigonen.“ Es schlug wie ein Blitz neben mir ein, weil es dem Ausdruck gab, was ich selber empfand.“



und gleichzeitig so maßlosen Regenerationshoffnungen frönt, spannt mit sozialpsychologischer Notwendigkeit zwischen beide Pole des Selbstgefühls die Zeitkritik, die das Alte überwinden und das Neue realisieren helfen soll.

Diese Suche nach dem allem profanen Tun höhere Weihen verleihenden „Sinn“ weist uns auch darauf hin, daß das sich von selbst ergebende Selbstbewußtsein des klassischen Unternehmertyps der frühindustriellen Epoche, der kein Bedürfnis für Sinngebung verspürte, schwächer geworden ist. Man tut jetzt das profane Geschäft des Wirtschaftens mit einem verhältnismäßig großen Schuß schlechten Gewissens.

Darüber hinaus ist diese krampfhafteste Suche nach höherer Sinngebung (mit den Parallelerscheinungen der erbitterten Zeitkritik und den hypertrophen Regenerationshoffnungen<sup>11</sup>) ein Ausdruck schwächer gewordener religiöser Sinngebung. Anstelle des „Gib' daß ich tu' mit

---

Thomas Manns Roman „Die Buddenbrooks“, dessen Darstellung mit dem Jahr 1876 endigt, erscheint zu Weihnacht 1900 und trägt bezeichnenderweise den Untertitel „Verfall einer Familie“.

Deutlich hat Gerhart Hauptmann die Zusammenbruchserwartung für die Zeit um die Jahrhundertwende in dem 1910 erschienenen Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint“, Berlin 1924, S. 473, angesprochen, wenn er schreibt: „Man rechnete allen Ernstes mit einem gewaltigen, allgemeinen gesellschaftlichen Zusammenbruch, der spätestens um das Jahr neunzehnhundert eintreten und die Welt erneuern sollte.“

Friedrich Stampfer: Erfahrungen und Erkenntnisse. Köln 1957. S. 44: „Daß die Revolution, der große Kladderadatsch kommen werde, war in Leipzig ein unumstößlicher Glaubensartikel, aber da ihr Kommen mit Naturnotwendigkeit erfolgte, hatte man einstweilen nichts weiter zu tun als abzuwarten.“

<sup>11</sup> Die sozialpsychologisch mit der Dekadenzperspektive gegebenen, sie ergänzenden und korrigierenden Regenerationshoffnungen sind bei Freunden und Feinden der damaligen Zustände um diese Zeit zu finden. Auf die Zusammenhänge zwischen Kulturermüdung und selbstkritischen Zweifeln an der eigenen „Saturiertheit“ und der sich 1914 spontan einstellenden Kriegsbegeisterung ist häufig hingewiesen worden. In der „wissenschaftlichen“ Literatur entsprach ihr die besondere Gattung der Aufbruchsliteratur, die symptomatisch für alle Ingredienzien Elemente des seit langer Zeit hier schwelenden Seelenbräus wiedergibt. Fast willkürlich greifen wir folgende Werke heraus: Werner Sombart: Helden und Händler. München 1915. — Johannes Plenge: 1789 und 1914. Die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes. Berlin 1916. — Paul Lensch: Drei Jahre Weltrevolution. Berlin 1917.

Aber auch der von den Sozialisten so bekämpfte Imperialismus war seinen Freunden und im letzten auch seinen Feinden nicht unerwünscht. Sahen in ihm doch die Vertreter imperialistischer Gedanken die Herrschaft des weißen Mannes und den Triumph seiner Kultur in der ganzen Welt, während er für die Sozialisten die Weltrevolution durch das Erwachen der geschichtslosen Nationen beschleunigte. „Das hindert das Proletariat aber nicht, einzusehen, daß die imperialistische Politik erst die Revolution, die der Kapitalismus bedeutet, verallgemeinert und damit zugleich die Bedingungen für den Sieg des Sozialismus.“ (Rudolf Hilferding: „Das Finanzkapital“ (1909). Wien 1923. S. 471.) — „Auch für die sozialistischen Denker liegt daher auf der Weltpolitik der rosarote Glanz der Morgensonne“, bemerkt hierzu Michael Freund in seiner so überaus anregenden „Deutsche Geschichte“. Gütersloh 1960. S. 416.

Fleiß, was mir zu tun gebühret, wozu mich Dein Geheiß in meinem Stande führet“ heißt es nunmehr: „Bet’ und arbeit’, sagt die Welt. Bete kurz, denn Zeit ist Geld“. Ganz aber hat man die ständig abgebaute religiöse Sinngebung noch nicht vergessen. Sie ist als Sehnsucht noch wach.

Diese Suche nach Sinngebung weist uns auch auf die Ideologieanfälligkeit beziehungsweise -empfänglichkeit des 19. Jahrhunderts hin, die hierin nachwirken. Man hat das 19. Jahrhundert wohl mit Recht das Jahrhundert der Ideologien genannt. In seiner Ideologiefreudigkeit liegt auch einer der Gründe für die offen zutage tretende tiefe innere Widersprüchlichkeit des ausgehenden Jahrhunderts. Denn das Wesen seiner Ideologien bestand gerade darin, daß Teilaspekte, die als solche durchaus berechtigt waren, monistisch zum Zentrum des Weltgeschehens erhoben und dadurch zu Irrtümern wurden.

Im Spannungsfeld dieser inneren Widersprüchlichkeit der Zeit um die Jahrhundertwende, auf die wir schon eingangs mit dem *Musil*-zitat hingewiesen haben, steht alles, was uns geistig hier begegnet. Nun besteht das Geistesleben jeder Zeit, wenn es nicht tot ist, stets aus Positionen und Gegenpositionen. Aber es gibt hier auch Widersprüche, die weit über das Normale oder Notwendige hinausgehen, sich nicht mehr gegenseitig fruchtbar bedingen und ergänzen, sondern nur noch a limine ausschließen. In diesem Falle dienen diese Gegensätze nicht mehr einem fruchtbaren Selbstverständnis der Zeit, mit dessen Hilfe die einzelnen in ein Verhältnis zu ihrer jeweiligen historischen Umwelt zu kommen versuchen, sondern verursachen im Grunde ein tiefgehendes Mißverhältnis einer Zeit zu sich selbst. Hier fallen uns um die Jahrhundertwende vor allem drei Tatbestände auf, die bewirkt haben, daß die wilhelminische Epoche zu sich selbst in ein so tiefgehendes, geradezu tragisches Mißverhältnis geriet.

Da ist zunächst eine gegen sich selbst gerichtete geradezu erbitterte, vielfach fast an „Selbsthaß“<sup>12</sup> grenzende Zeitkritik zu nennen, die alles unter der Dekadenzperspektive zu sehen sich angewöhnt hat und eine Fülle von Reformern und Reformbewegungen auf den Plan rief. Lebensreformer, Volkserzieher, Dürerbund und Werkbundeleute, die Kreise um Heinrich *Sohnrey* und Stefan *George* und die Jugendbewegung sind noch die angenehmeren Erscheinungen dieser erbitterten Zeitkritik, die sich in keinem Volke so ausgetobt hat wie in Deutschland. All das geht Hand in Hand mit einer sich geradezu überstürzenden Suche nach „Lebensgestaltung“ im Wohnen, Bauen, Sitte, Kleidung, Musik, Gesellschaft und Erziehung. Man sucht nach

<sup>12</sup> „Vielleicht haben die Deutschen den nationalen Selbsthaß weitergetrieben als irgendeine Nation: zum Beispiel in *Hölderlin* und *Nietzsche*.“ Ludwig *Marcuse*: Amerikanisches Philosophieren. Hamburg 1959. S. 9.



einer neuen „Haltung“. So erschwerte sich das wilhelminische Zeitalter die mit der wachsenden Industrialisierung unvermeidliche Vergesellschaftung in Deutschland beträchtlich<sup>13</sup>. Damit wurde aber außerdem der von oben her sowieso versperrte Weg zur politischen Demokratisierung von unten her noch erschwert, da von hier aus alle möglichen Vermassungs- und Elitetheorien wild ins Kraut zu schießen begannen und noch zwanzig Jahre später in der Zeit der Weimarer Republik den Gebildeten den Weg zur Demokratie verlegten.

An zweiter Stelle und eng mit dieser erbitterten Zeitkritik verknüpft wäre nun jenes andere Grundelement des damaligen Zeitgeistes zu erwähnen, das darin bestand, daß man sich nicht zwischen Agrar- und Industriegesellschaft entscheiden konnte, nicht wußte, was man war und wohin man ging, und sich innerlich auf die Seite der agrarischen Vergangenheit schlug. Je mehr die wilhelminische Gesellschaft sich zur städtisch bestimmten Industriegesellschaft durchfand, desto stärker beginnt in einem Teil ihrer Literatur und in den Hand in Hand damit verlaufenden Reformbewegungen, die sich zur Rettung aus dem Niedergang berufen glaubten, ein geradezu gegen geschichtliches Heimat- und Schollenideal zu wuchern. Damit wird ein vorindustrielles Gesellschafts- und Lebensideal romantisch verklärt und die industriewirtschaftliche Existenz geradezu zum verworfenen Gegenideal gestempelt. Unmittelbar politisch wird diese Literaturgattung und die ihr zugehörnde Geisteshaltung vor allem dadurch, daß sie nunmehr alles unter dem imperialistischen Aspekt „Zuviel Leute, zuwenig Raum!“ zu sehen beginnt.

An dritter Stelle und mit den schon erwähnten Tatbeständen durchaus korrespondierend wäre das Auseinanderfallen von drei Eigenschaften zu erwähnen, die allen Gliedern eines Volkes oder einer Nation zukommen und die deshalb entscheidend für die Struktur- und Klassenbildungen in einer Gesellschaft sind. Jeder übt eine wirtschaftliche Funktion aus. Man besitzt oder erstrebt eine bestimmte politische Bedeutung und hat oder sucht sozialen Status. Das Bürgertum ist gemeinsam mit der Arbeiterschaft in der Hauptsache Träger einer Entwicklung in Handel und Wirtschaft, der die wilhelminische Gesellschaft zunehmend ihren Wohlstand verdankt. Das Bürgertum ist aber politisch im Vergleich mit England, Frankreich und den Vereinigten Staaten geradezu ohnmächtig und begnügt sich auch damit<sup>14</sup>.

<sup>13</sup> „Sein (Deutschlands) Mangel an einer durch ungestörte Tradition gefestigten gesellschaftlichen Kultur gibt dem Entfremdungsgedanken gerade im Hinblick auf das Verhältnis zur Öffentlichkeit immer wieder Nahrung und Auftrieb.“ Helmuth Plessner: *Das Problem der Öffentlichkeit und die Idee der Entfremdung*. Göttingen 1960. S. 14.

<sup>14</sup> Ernst Niekiß, einer der schärfsten und gleichzeitig wiederum lautersten Kritiker der deutschen Politik, parallelisiert die politische Ohnmacht des deutschen



Denn größere politische Ansprüche hätten es unweigerlich in eine Art innenpolitischen Zweifrontenkrieg gegen die Monarchie und die mit ihr verbundenen Mächte einerseits und gegen die Arbeiterschaft andererseits hineingeführt. Sozialen Status im Sinne des höchsten Ansehens hatten aber der Adel, das Offizierskorps<sup>15</sup> und das höhere Beamtentum.

Und noch mehr gilt dies für die Arbeiterschaft, wo die wirtschaftliche und die politische Bedeutung sowie der soziale Status nicht nur noch mehr auseinanderfallen beziehungsweise sich widersprechen, sondern die ihnen als Menschen zukommende Grundbefindlichkeit, Deutsche zu sein, durch die Rede von den „vaterlandslosen Gesellen“, die mehr als nur eine Redensart war, streitig gemacht wurde<sup>16</sup>. Hier fehlte ein Begriff wie der von den englischen Geburtsrechten, „an Englishman's birthrights“, wie er in der Levellerrevolution des 17. Jahrhunderts sich in England entwickelt und dort tief eingeprägt hatte.

## II. Wirtschaft und Technik im Betrieb und im Erleben eines Erfinders

Um einen zutreffenden Eindruck über Geist und Gesinnung einer Epoche zu gewinnen, die wir selbst nicht mehr miterlebt haben, ist es notwendig, auf Selbstzeugnisse zurückzugreifen und diese mit Phantasie zu interpretieren, freilich ohne dabei zu phantasieren. Nicht

Bürgertums, „das obrigkeitliche Reich in einen echten Nationalstaat“ zu verwandeln mit seinen „Hoffnungen auf das Abenteuer“, d. h. den Krieg von 1914. Ernst *Niekisch*: *Gewagtes Leben*. Köln, Berlin 1958. S. 30. — „Deutschland ist das einzige Land in Europa, das noch auf dem Wege ist, ein Nationalstaat zu werden.“ „Die Ausweglosigkeit seiner Lage zwischen zwei miteinander streitenden Reichstraditionen steigert seinen Protest zur Radikalität.“ Helmuth *Plessner*: *Die verspätete Nation (Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes)* (1935). Stuttgart 1959. S. 34 u. 36.

<sup>15</sup> „Es gab nur einen Zauber, der den Bann des mangelnden Standesbewußtseins (bei dem damaligen Lehrstande, d. Verf.) zu brechen vermochte: der Reserveoffizier. ... Auch unser trefflicher Direktor fühlte sich auf dem Grunde seines Akademikertums als Hauptmann in Zivil.“ Karl *Reinhardt*: *Die Krise des Helden*. München 1962. S. 151, und zwar in der in diesem Bande enthaltenen autobiographischen Skizze: *Akademisches aus zwei Epochen, die in ihrem zweiten Teil eine der ehrlichsten Selbstdarstellungen des eigenen Lebens in der Zeit des Hitlerreiches ist*.

„Die Großbürger und die adeligen Offiziere zogen sich damals gegenseitig an, denn die ersten legten den größten Wert darauf, Reserveoffizier gewesen zu sein...“ Jedoch im Unterschied hierzu im Süden des Reiches: „Dank der volkhaft-demokratischen Art Alt-Bayerns und Münchens durchdrangen sich in der damaligen Münchener Gesellschaft zwanglos die verschiedensten beruflichen Schichten. Die Grenzen flossen zwischen Adel und Bürgertum, zwischen Offizier, Wissenschaft, Verwaltung, Kunst und Technik.“ Eugen *Diesel*: *Diesel — Der Mensch / Das Werk / Das Schicksal* —. Stuttgart 1953. S. 147 und 298.

<sup>16</sup> „Auf der anderen Seite hätte auch kein Sozialdemokrat Minister werden können. Innerhalb der ‚bürgerlichen Gesellschaftsordnung‘ einen Ministerposten anzunehmen, und schon gar aus der Hand eines Kaisers, Königs oder Groß-

für alle Lebensbereiche ist eine gleichermaßen reiche wie auch zuverlässige Dokumentation greifbar. Manche Gebiete, wie zum Beispiel Religion und Politik, sind von vornherein auf eine Art Dauerreflexion angelegt. In der Wirtschaft ist dies nicht ohne weiteres der Fall. Neben rein zufällig bedingten Funden, auf die der Forscher auch immer wieder stößt, ist die Auswahl nach dem Gesichtspunkt, was als wirklich repräsentativ anzusehen ist, hier von vornherein besonders wichtig, aber auch schwierig. Die Beispiele, die ihrerseits keine „Illustrationen“ zu vorgefaßten Meinungen sein dürfen, müssen, um wirklich aussagekräftig zu sein, so etwas wie den Durchschnitt darstellen. So scheiden für die Wirtschaft in unserer Epoche Selbstzeugnisse wie etwa die von Ernst *Abbe* oder von Walther *Rathenau* vorliegenden zwar nicht völlig, aber doch weitgehend aus, weil hier ein Grad der Selbstreflexion erreicht ist, der nicht mehr als typisch gelten kann.

Auch lassen wir jene sozialen Schichten bewußt für unsere Zusammenhänge außer acht, welche das Wirtschaftsleben nicht unmittelbar gestalteten, auch wenn sie — wie z. B. die Arbeiterschaft — durchaus das Idealbild einer besseren oder gerechteren Wirtschaftsgesellschaft vertraten. Ausscheiden aber wollen wir auch die Wirtschaftsgesinnung jener Schichten, die alte Wirtschaftszweige trotz ständiger Anpassung traditionsgebunden fortsetzten und im Kampf um ihren sozialen Status vielfach romantisch verklärte Berufsbilder entwickelten beziehungsweise das Opfer solcher Ideologien wurden, wie zum Beispiel das Handwerk und die Landwirtschaft.

Hier liegen eine Reihe von Zusammenhängen vor, die — so wichtig sie für die Vorgeschichte des späteren Dritten Reiches werden sollten — jedoch nicht unbedingt zentral für unser Thema sind, aber in ein abgerundetes Bild mit hineingehören. Diese Ideologien haben den bäuerlichen und den handwerklichen Schichten die notwendige Anpassung an die neuen wirtschaftlichen Gegebenheiten keineswegs erleichtert, sondern verzögert und erschwert, obwohl, sozialpsychologisch gesehen, in diesen Ideologien stets auch ein gewisses Moment des Trostes und der Aussöhnung gegenüber dem letzten Endes doch Unvermeidlichen liegt, dessen Unvermeidlichkeit zumeist „unbewußt“ gespürt wird, auch wenn man nicht bereit beziehungsweise in der Lage ist, darüber „vernünftig“ zu reden und zu denken<sup>17</sup>. Eine Aufgabe

---

herzogs, galt als nackter Parteiverrat. Bildete doch die Beteiligung zweier sozialdemokratischer badischer Landtagsabgeordneter am Begräbnis ihres braven Landesvaters den Gegenstand einer aufgeregten Parteidiskussion.“ Friedrich *Stamper*, a.a.O. S. 117.

<sup>17</sup> In diesem Zusammenhang sei an einen Vorfall aus neuester Zeit erinnert: Im Herbst 1962 wurde gegen die Verfasser des sogenannten „Professorengutachtens“ über die Landwirtschaft handfest anläßlich einer Kundgebung des Bauernverbandes vor deren Institut demonstriert.



der Verbandsbürokratien wird es nunmehr auch in zunehmendem Maße, neben der unmittelbaren sowohl punktuellen als auch langfristigen Vertretung materieller Gruppen- beziehungsweise Schichteninteressen derart gefühlbeladene Berufsbilder, insbesondere für die von dieser Entwicklung besonders bedrohten beziehungsweise sich bedroht fühlenden Schichten bereitzustellen und zu pflegen. Das geschieht vor allem auch dadurch, daß deren soziale Bedeutung für das Ganze einer Volkswirtschaft oder Gesellschaft nicht etwa nur ins Gedächtnis gerufen wird, sondern überbetont, damit aber wiederum weniger glaubhaft wird.

Solche Berufsbilder haben dann eine mehrfache Funktion: Sie stärken einerseits schwindendes soziales Selbstbewußtsein, trösten aber andererseits über den eigenen ökonomischen Terrainverlust hinweg, indem sie ein Statusbewußtsein ideologisch vermitteln, das im Widerspruch zur Wirklichkeit steht und in ständig zunehmendem Maß in Widerspruch zu ihr geraten muß. Sie machen aber die Öffentlichkeit u. U. auch williger, offensichtlich unzeitgemäße Maßnahmen gutzuheißen oder sich mit ihnen wenigstens abzufinden. Diese Zusammenhänge werden immer wieder in fast allen wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Situationen wirksam und kommen dann auch politisch zum Austrag. Die damit gegebenen Widersprüche und Diskrepanzen zwischen Selbstbewußtsein und Wirklichkeit vergrößern sich aber gleichsam von selbst unter den Gegebenheiten der Akzeleration der ökonomischen Entwicklung. Diese aber setzte in der von uns betrachteten Epoche, im Zuge der zweiten Welle der industriellen Revolution, in vollem Umfange ein.

In Deutschland erhielt dies alles vor allem deshalb einen besonderen Akzent, weil es hier ökonomisch nicht anpassungsfähigen, politisch reaktionären, in Preußen aber auf Grund des Dreiklassen-Wahlrechts politisch sehr einflußreichen Schichten zum Vorspann ihres eigenen Interessenschutzes und ihrer politischen Absichten diente. Gleichzeitig aber wurde dies von einer parallel laufenden, retrospektiv gerichteten, jedoch sehr volkstümlichen Literatur unterbaut, die den Widerwillen gegen das unvermeidlich gewordene, zeitgemäße industriewirtschaftliche Dasein untermauerte und verinnerlichte.

So wurde alles, was sich an Ablehnung und Ressentiment gegen die neue ökonomische Entwicklung und die damit verbundenen sozialen Umschichtungen ansammelte, vor allem jener Schicht zur Last gelegt, die ihrerseits wesentlich nur der passive Träger dieser Entwicklung war, der Industriearbeiterschaft. Dies wurde hier um so leichter, als die Arbeiterschaft, obwohl im wesentlichen passiver Träger dieser Entwicklung, theoretisch die Unvermeidlichkeit dieser Entwicklung seit langem erkannt und eingesehen hatte, während sie gleichzeitig von



dieser Seite mit durchaus positiven Gefühlsakzenten versehen wurde. Obwohl in den Gewerkschaften gelegentlich sich auch, jedoch nie gleich stark wie etwa in Großbritannien, retrospektive Stimmungen regten, besonders wenn durch technischen Fortschritt bedingter Verlust von Arbeitsplätzen zur Debatte stand.

Darüber vergaß man aber wiederum — zum Teil in billiger Kyffhäuserromantik befangen<sup>18</sup> —, daß gerade der Kaiser und die ihn umgebenden führenden politischen Schichten wie auch das wirtschaftlich führende Großbürgertum infolge des Flottenbaus und mancher anderer Umstände die enge Verknüpfung von Wirtschaft, Technik und nationalen Ambitionen immer mehr pflegten, förderten und verdichteten.

Die beiden Beispiele, die ich als exemplarisch ausgewählt habe, beziehen sich auf zwei der neuen Industriezweige dieser Epoche, auf die Elektroindustrie und auf die Entwicklung des Explosionsmotors. Für den zuerst genannten Industriezweig ziehe ich die in drei Bänden vorliegende Geschichte des Hauses Siemens von Georg Siemens heran<sup>19</sup>. Sie ist zwar kein Selbstzeugnis im engeren Sinne, fußt aber auf den Originalarchiven der Firma selbst und hält sich eng an die vorliegenden Selbstzeugnisse.

Für den an zweiter Stelle genannten, für die damalige Zeit „neuen“ Industriekomplex habe ich vor allem die Bücher Eugen Diesels über seinen Vater, Rudolf Diesel, herangezogen. Es sind dies zwei Werke<sup>20</sup>, die ganz dicht an Selbstzeugnisse im engsten Sinne heranreichen. Sie bauen unmittelbar darauf auf, sind aber — das sei zugegeben — schon reflektierte Wiedergaben. Dies scheint mir aber unserer Themenbehandlung nicht unbedingt abträglich, weil in den meisten primären Selbstzeugnissen der Wirtschaftenden (soweit solche überhaupt greifbar sind) zumeist ganz naiv eine Reihe von Gemeinplätzen der wilhelminischen Epoche wiederkehren, deren sich die Praktiker um so lieber bedienen, je mehr diese dazu angetan sind, ihrem profanen Tun ohne weiteres einen „höheren Sinn“ zu geben.

In der Firmengeschichte des Hauses Siemens ist das VIII. Kapitel des I. Bandes mit „Die neue Generation“ überschrieben. Bei dem Jahr 1890 habe man nach des Verfassers Worten „einen Pflock“ bei der Schilderung der politischen, der Wirtschafts- und Kulturgeschichte

<sup>18</sup> Albrecht Timm: *Der Kyffhäuser im deutschen Geschichtsbild*. (Histor.-polit. Hefte der Ranke-Gesellschaft. Heft 3.) Göttingen o. J.

<sup>19</sup> Georg Siemens: *Geschichte des Hauses Siemens*, 1. Bd.: 1847—1903. München 1947. — 2. Bd.: 1903—1922. München 1949. — 3. Bd.: 1922—1945. Freiburg/München 1951.

<sup>20</sup> Eugen Diesel: *Jahrhundertwende — Gesehen am Schicksal meines Vaters*. Stuttgart 1949.

Derselbe: *Diesel — Der Mensch / Das Werk / Das Schicksal*. Stuttgart 1953.

Deutschlands“ einzuschlagen, denn mit ihm „beginnt das Wilhelminische Zeitalter“<sup>21</sup>.

Was hier mit der „Neuen Generation“ im Hinblick auf das Wirtschaftsleben gemeint ist, gibt folgender Satz wieder: „Damit hub eine Zeit an, die von den Trägern der bisherigen freien Unternehmung ein wesentliches Umdenken und Umlernen in allen Fragen der sozialen Praxis verlangte. Die Periode des ‚Herrn im eigenen Hause‘ war zu Ende; das soziale Verhalten eines Unternehmers unterlag hinfort der Kritik und Kontrolle der Öffentlichkeit, und in sozialpolitischer Beziehung wurde die freie Unternehmung durch die gebundene abgelöst“<sup>22</sup>. „Daß solches Umdenken gegenüber den eigenen Arbeitern den alten Patriarchen schwerfiel, die diese Arbeiter noch immer als „Gesinde“ oder „eigene Leute“ ansahen, zeigt das Beispiel *Bismarcks* und seine Gegnerschaft gegen allen Arbeiterschutz nach englischem Vorbild, der Fabrikinspektoren den Zugang zu eigenen Betrieben verwehrte und Sonntagsarbeit als Ausdruck der persönlichen Freiheit der Arbeiter und als bestes Mittel gegen „Müßiggang“ ansah“<sup>23</sup>.

Der neue Unternehmertyp hat „das Gefühl, in wirtschaftlicher Hinsicht ‚nationale‘ Pflichten zu haben“, was vorher kaum der Fall war, nun aber „ein betontes Nationalbewußtsein aufkam“ und „häufig die Grenzen des Chauvinismus streifte“. Neben den Kolonien wurden so Überseehandel, die Handelsflotte und die Hochseeschifffahrt „zur nationalen Angelegenheit erklärt“. So spricht der Verfasser *Georg Siemens* von dem Beginn „einer immer stärker werdenden Verfilzung zwischen der erstarkenden Technik und Wirtschaft und den nationalen Ambitionen“<sup>24</sup>.

Aber die Firma Siemens, die selbst eine „alte“, 1847 gegründete Firma ist, droht der Konkurrenz einer Neugründung, der AEG, zu erliegen. Daran ist die innere Struktur der Firma selbst nicht ganz unschuldig. „Die alte Gilde, die noch aus der Schule des Vaters stammte, war unter dessen übermächtiger, selbstherrlicher Persönlichkeit zu unselbständig geblieben, vor allem aber waren sie, meist Praktiker, ohne eine planmäßige wissenschaftliche Erziehung in der Jugend, jetzt zu alt geworden, um sich in dem Neuland der Wechselstromtechnik noch allein zurechtfinden zu können . . . Die Aufsätze über dieses Thema waren für diese Alten kaum noch lesbar“<sup>25</sup>.

Besser läßt sich, was wir über den klassischen und den neuen Unternehmertypus, über die Bedeutung der Organisierung des technischen

<sup>21</sup> *Siemens*: op. cit. Bd. 1. S. 188.

<sup>22</sup> *Ebenda* S. 190.

<sup>23</sup> *Benedikt Kautsky*. In: „Der Monat“. 2. Jg. Nr. 19. S. 51 ff. und 56 ff.

<sup>24</sup> *Siemens*: op. cit. Bd. 1. S. 191.

<sup>25</sup> *Ebenda* S. 194.

Fortschritts und über den Einbruch der hochschulmäßig ausgebildeten Techniker ausgeführt haben, kaum illustrieren.

So hat man um diese Zeit mit Recht in diesem Betrieb den Eindruck, daß in der Berliner Markgrafenstraße, dem Sitz des Werkes, „einmal kräftig die Fenster aufgestoßen werden müßten“<sup>26</sup>, damit die Firma „der allgemeinen Elektrizitätskonjunktur entsprechend sich entwickle“<sup>27</sup>. Für die Erneuerung der Firma wird besonders bedeutungsvoll und des weiteren vorbildlich, wie in USA „die neuen von der Elektrotechnik gestellten Aufgaben . . . angefaßt und gelöst wurden“<sup>28</sup>. Hierzu mußten freilich erst die Vorurteile gegen den „amerikanischen Humbug“ genau so wie im Jahre 1881 überwunden werden, als das erste deutsche Fernsprechamt, Berlin, mit 48 Teilnehmern seinen Betrieb eröffnete, „die zum Teil von dem Staatssekretär *Stephan* persönlich überredet werden mußten“<sup>29</sup>. Die Vorurteile aber gingen vor allem von den nur „mit den früheren Mechanikermethoden“<sup>30</sup> vertrauten gegen die ganz neuartigen Grundsätze der Massenfertigung aus, wie sie in USA angewendet wurden.

So „gab es große Augen“, als einer der führenden akademisch gebildeten Ingenieure bei dem Versuch, ein neues Problem zu lösen, zu seinen Mitarbeitern sagte „zunächst müsse einmal die Patentliteratur, vor allem die amerikanische, ganz systematisch durchgearbeitet werden“<sup>31</sup>. Mit den früheren „Mechanikermethoden“ war es also zu Ende, der technische Fortschritt war bürokratisiert.

Als zu Beginn der neunziger Jahre die Firma für den Absatz ihrer Produkte an den amerikanischen Markt denkt, wird sie sich der nationalwirtschaftlichen Tendenzen voll bewußt. So heißt es in der Firmengeschichte: „Der schon damals sich entwickelnde Protektionismus des Landes, wie er sich in seiner Zoll- und Patentgesetzgebung äußerte, ließ einen solchen Versuch nur dann aussichtsreich erscheinen, wenn man in den Vereinigten Staaten eine eigene Fabrikationsstätte besaß“<sup>32</sup>.

In den meisten Betrieben hatten sich um diese Zeit die hygienischen Verhältnisse gebessert. Die Arbeitszeit ist kürzer geworden. Auch hat sich die Lebenshaltung allgemein gehoben. Es werden „weniger Pellkartoffeln und Hering gegessen und weniger Schnaps getrunken“. Diese Verbesserungen hatten sich in einem Zeitraum durchgesetzt, der kaum zwei Generationen umfaßte. Dieser Zeitraum ist durch „ein fast

<sup>26</sup> Ebenda S. 202.

<sup>27</sup> Ebenda S. 203.

<sup>28</sup> Ebenda S. 197.

<sup>29</sup> Ebenda S. 200.

<sup>30</sup> Ebenda S. 204.

<sup>31</sup> Ebenda S. 207.

<sup>32</sup> Ebenda S. 196.



hemmungsloses Bemühen aller in der Wirtschaft Tätigen, die Technik zu entfesseln“, charakterisiert<sup>33</sup>.

Ein unbedingter Aufstiegszweck, daß der Sohn jeweils etwas „Besseres“ werden solle, hatte „einen unruhig, gärenden Umbildungsprozeß“ im Volke zur Folge<sup>34</sup>. Strebertum und Streberhaftigkeit feiern Triumphe. Diese schnelle Rezeption der Technik durch die Wirtschaft, das Zerbröckeln eigener sozialer Strukturen und die durch einen redseligen Monarchen ungeschickt demonstrierten nationalen Ambitionen<sup>35</sup> lassen das Mißtrauen des Auslands wachsen. Dem Ausland wird dieses bewunderte Land unheimlich. Aber unter diesem Mißtrauen des Auslands mündet das an sich schon wenig sichere nationale Selbstgefühl des wilhelminischen Deutschland vielfach in eine Bewußtseinslage, welche die Technik und Wirtschaft vor allem unter dem Aspekt „Wir werden's ihnen schon zeigen!“ zu sehen sich angewöhnt. Hier hat sich der nationalwirtschaftliche Aspekt von einst dann eindeutig zum nationalen Chauvinismus als bedeutendem Antriebsmotiv in Wirtschaft und Technik gewandelt.

Wenden wir uns damit Rudolf *Diesel* zu. Seine Größe bestand darin, ein genialer Erfindingenieur alten Stils zu sein, der immer wieder dachte „Ich kann alles“. Währenddem hatte der technische Fortschritt schon ganz neue Formen angenommen, indem sich das Zeitalter „mit der Sitzfleischgeduld des Gelehrten, ungeheuren Hilfsmitteln und einer riesigen Schar von Fachleuten und Spezialisten auf den Motor gestürzt“ hatte. „Ein einzelner vermochte nicht mehr allen Entwicklungen zu folgen. *Diesel* vergaß, daß er gar nicht den beruflichen Typ darstellte, den die inzwischen entstandene Situation erheischte<sup>36</sup>.“ Es ist das Phänomen des bürokratisierten und systematisierten technischen Fortschritts, an dem dieser Erfindungsmonomane scheitert, der immer nach dem „Überdiesel“ sucht, nachdem sein Dieselmotor sich durchgesetzt hat.

Wir sind nicht mehr im Zeitalter des „klassischen“ Maschinenbaus, sondern befinden uns im Übergang zu der Epoche der Massenfabrication. Es ist das Ende „des eher noch gemüthhaften Verhältnisses zur einzeln entstehenden Maschine“<sup>37</sup>. Es sind die gleichen Erscheinungen, die wir hier im Hinblick auf das Lebensschicksal eines einzelnen beobachten können, die schon in der Geschichte der Firma Siemens entscheidende Bedeutung hatten.

<sup>33</sup> *Siemens*: op. cit. Bd. 2. S. 9.

<sup>34</sup> Ebenda S. 11.

<sup>35</sup> *Wilhelms II.* Hunnenrede in Bremerhaven (1900). — Sein Brief an *Bülow*, den Reichskanzler, vom 31. 12. 1905. — Das Daily Telegraph Interview vom 28. 10. 1909.

<sup>36</sup> *Diesel*: Jahrhundertwende. a.a.O. S. 219.

<sup>37</sup> Ebenda S. 250.

Aber diese Technik, die eine so beherrschende Rolle einzunehmen beginnt bzw. um die Jahrhundertwende schon eingenommen hat, ist in ihrer weittragenden Bedeutung noch nicht einmal der Wissenschaft zum Bewußtsein gekommen. 1897 erscheint *Yorck von Wartenburgs* Buch „Weltgeschichte in Umrissen“. Yorck stellt geschichtliche Prognosen, ohne die Technik auch nur mit einem Wort zu erwähnen. Ähnlich verfährt auch der Ingenieur *Diesel* selbst bei seinem Versuch, die soziale Frage zu lösen<sup>38</sup>. Dies erscheint charakteristisch für die Jahrhundertwende überhaupt: „Diese Welt der Technik lief finanziell und industriell neben den traditionellen Werten einher“<sup>39</sup>.“ Eine Art Schizophrenie zwischen den traditionellen Werten und den neuen tritt auf, verschärft die inneren Widersprüche dieser Epoche und fordert eine erbitterte Zeitkritik bei gleichzeitiger maßloser Bewunderung für die Technik und bei gleichzeitiger naiver Selbstsicherheit heraus.

Enttäuscht von der Technik wendet *Diesel* sich 1903 der sozialen Frage zu und arbeitet eine Lehre aus, die er „Solidarismus“ nennt. Der Titel des Buches, das er veröffentlicht, lautet genau so. Der Untertitel, den es führt, hört sich heute geradezu komisch an: „Natürliche wirtschaftliche Erlösung des Menschen.“ Auch hierzu ist zu bemerken, „daß er seinen Versuch einer Lösung der sozialen Frage wagte, ohne der Problematik des Maschinenwesens überhaupt nur zu gedenken!“<sup>40</sup>.

In seiner Umfassendheit, mit der Lösung der sozialen Frage die „Erlösung des Menschen“ zu verbinden und ernsthaft an dieses Kettengeschäft zu glauben, ist *Diesel* repräsentativ für seine Zeit, für die Jahrhundertwende. Dieser „menschheitsbeglückende“<sup>41</sup> Zug ist ein fester Bestandteil der damaligen Wirtschaftsgesinnung. Die Ziele können nicht umfassend genug und nicht hochgespannt genug sein. Gleichzeitig aber ist in dieser Haltung jener technokratische Zug vorgebildet, der sich in dieser Zeit in der Wirtschafts- und Sozialgesinnung anbahnt, ohne jedoch schon ganz zur Entfaltung zu kommen. Dieser Technokratismus besteht im Grunde genommen darin, „als Ingenieur technisch-konstruktiv an die Errichtung eines sozialen Systems“ heranzugehen<sup>42</sup>, und deutet auf einen bürgerlichen Typus des sozialen Technikers hin, wie ihn revolutionär *Sorel* und *Lenin* sich vorgestellt haben und wie er praktisch zunächst im „Berufsrevolutionär“, später im Funktionär seine Vollendung erfährt.

Auch diese Haltung gehört zum geistigen Repertoire der führenden Wirtschaftsmenschen um die Jahrhundertwende: man gebe nur bzw.

<sup>38</sup> Ebenda S. 183.

<sup>39</sup> Ebenda S. 224 f.

<sup>40</sup> Ebenda S. 211.

<sup>41</sup> Ebenda S. 253.

<sup>42</sup> Ebenda S. 211.



endlich den Technikern die Gesellschaft in die Hand, und alles wird gut werden. Diese Züge begegnen uns nicht nur bei Rudolf *Diesel* und Walther *Rathenau*, sondern z. B. auch bei Ernst *Haeckel*. Sie sind vielfach auch nur stimmungsmäßig vorhanden, aber doch sehr relevant für den überall im Denken emporkeimenden Technokratismus. Eugen *Diesel* beschreibt diese Haltung seines Vaters als eine „Kombination von Ingenieur, Erfinder und Sozialpolitiker“<sup>43</sup>.

Jacques *Ellul*<sup>44</sup> hat die drei großen Anwendungsgebiete der Technik in der Gegenwart wie folgt bestimmt: 1. als Techniken der Produktion, 2. als Techniken der sozialen Organisation und 3. als Human-techniken. Wenigstens die beiden ersten von diesen heutigen Anwendungsgebieten sind in dem Begriff der Technik, wie er uns hier bei *Diesel* begegnet und für die Jahrhundertwende gilt, aktuell. Die Humantechiken spielen noch kaum eine Rolle.

Wie kindlich sich aber diese „natürliche wirtschaftliche Erlösung des Menschen“ wirklich ausnimmt, ist wohl am deutlichsten an ihrem Symbol zu erkennen, das Eugen *Diesel* wiedergibt. Ein großes „S“ (für Solidarismus) umstrahlt von einem Strahlenstern mit sechs Zacken, die (in Rudolf *Diesels* Handschrift in seinem Handexemplar) folgendes bedeuten: Liebe — Brüderlichkeit — Barmherzigkeit — Friedfertigkeit — Wahrhaftigkeit — Gerechtigkeit<sup>45</sup>.

Wirtschaft und Technik sind um die Jahrhundertwende ohne dieses „menschheitsbeglückende“ Gefühl nicht denkbar. Aber — und darin zeigt sich wieder die Widersprüchlichkeit dieser Epoche — diese an sich säkular-religiösen Irrationalitäten reichen sich die Hand mit einer „Kampfstimmung gegen das Irrationale“<sup>46</sup>, die eine falsche Sicherheit verleiht. Man glaubt, gegen alles Unvorhergesehene und nicht Vorausberechenbare gefeit zu sein. Der „Gipfelmensch“<sup>47</sup>, eine pseudo-elitäre Abwandlung des Herrenmenschen, wird es schon schaffen. Der gleiche „Gipfelmensch“ aber fällt zumeist in ein Nichts zusammen, wenn der äußere Erfolg ausbleibt. Erschreckend ist die Zahl der Selbstmorde, wenn der Konkurs naht, der sogenannten Bilanz-Suizidenten. Auch Rudolf *Diesel* endete, wie später der kaisertreue jüdische Reeder Ballin, durch Selbstmord.

An den Technischen Hochschulen — so berichtet Eugen *Diesel* — wurde das Ethos, „unter Mißachtung des Gefühls zu arbeiten“, bewußt gepflegt<sup>48</sup>. Einen heute grotesk anmutenden Ausdruck fanden

<sup>43</sup> Ebenda S. 184.

<sup>44</sup> Jacques *Ellul*: *La Technique à l'enjeu du siècle*. Paris 1954.

<sup>45</sup> *Diesel*: *Jahrhundertwende*, a.a.O. S. 210.

<sup>46</sup> Ebenda S. 254.

<sup>47</sup> Ebenda S. 253.

<sup>48</sup> Ebenda S. 257.

diese Irrationalismen eigener Art erzeugende Rationalismus in Wilhelm Ostwalds 1912 erscheinendem Buch „Der energetische Imperativ“. „Vergeude keine Energie, verwerte sie!“<sup>49</sup> lautete dieser energetische Imperativ, den schon der Student Eugen Diesel als eine Travestierung des Kantschen Kategorischen Imperativs empfand. Hatte doch schon Diesel sen. in seinem Solidarismus-Buch das Ziel dieses Solidarismus wie folgt formuliert: „mit geringstem Aufwand und kleinster Anstrengung die volle Befriedigung aller physischen, intellektuellen und moralischen Existenzbedürfnisse der Arbeitenden . . . von der Geburt an bis zum Tode“<sup>50</sup> zu leisten. Dieser Banalität maß man geradezu sittliche Bedeutung bei und trug sie mit entsprechendem Pathos vor.

Man kann wohl deshalb in diesem Zusammenhang von einer „Banalität“ sprechen, weil das, was der Generation um Rudolf Diesel und Wilhelm Ostwald noch besonderer Erwähnung wert schien, uns heute selbstverständlich geworden ist. Wir sind doch heute ungleich tiefer in die Technik verstrickt als jene Generation. Nur verband die Generation um die Jahrhundertwende noch Hoffnungen ganz naiver Art mit der Technik, die wir heute entweder nicht mehr hegen oder die sich inzwischen erfüllt haben, aber ohne uns zu erlösen. Jene Generation war überzeugt — und wie wir heute sehen, durchaus nicht zu Unrecht —, Arbeit für die Zukunft leisten zu müssen, indem sie ihre Mitmenschen von der Güte der technischen Prinzipien, z. B. des Prinzips der höchsten Wirksamkeit, überzeugte.

Heute liegt für uns hier (um mit Schelsky zu sprechen) ein „unserem Denken längst selbstverständlich gewordener Imperativ“ vor<sup>51</sup>. Aber wir verbinden damit nicht mehr die Hoffnung auf eine organisatorisch herbeiführbare absolute Rationalität aller Lebensbereiche. Wir haben heute vor dieser perfekten Rationalität sogar Angst und Widerwillen, die literarisch deutlich in den sogenannten „negativen“ Utopien seit Jewgenij Samjatin ihren Niederschlag gefunden haben<sup>52</sup>. Darüber hinaus schaffen wir uns heute sogar künstlich die Illusion vortechnischer Irrationalität, und zwar im privaten Lebensbereich z. B. die elektrisch betriebene Petroleumlampe, Kaminfeuer, Kerzenlicht. Abgesehen von der darin sich häufig äußernden Repräsentationssucht, besteht hierin wohl vor allem der Sinn der heute so verbreiteten Lust an Antiquitäten.

<sup>49</sup> Ebenda S. 252 und Diesel: Diesel. a.a.O. S. 320.

<sup>50</sup> Diesel: Jahrhundertwende. a.a.O. S. 212.

<sup>51</sup> Helmut Schelsky: Der Mensch in der wissenschaftlichen Zivilisation. (Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Geisteswissenschaften Heft 96.) Köln und Opladen 1961. S. 12.

<sup>52</sup> Jewgenij Samjatin: WIR. Köln, Berlin 1958 (1920).



Wir wissen heute darum, welche Bedeutung auch in völlig nach rationalen Gesichtspunkten durchformalisierten Beziehungs- und Leistungsgebilden gerade informelle Elemente besitzen. (Man denke dabei nur an die moderne Betriebssoziologie, die ohne diese Tatbestände gar nicht entstanden wäre.) Wir wissen, in welchem Umfang bewußt rational organisierte Formen neue Irrationalitäten ganz eigener Prägung immer wieder aus der eigenen Rationalität heraus hervorbringen (z. B. in den Beziehungen der Sozialpartner und die nur sozialpsychologisch erklärbaren Ritualisierungen des Verhaltens). Wir haben so, obwohl wir viel stärker in der Technik aufgehen als die Generation um die Jahrhundertwende, wieder einen Blick in unserer Anthropologie und Geschichtsphilosophie für gewisse konstante Züge des Menschen bekommen, die sich auch in der Technik durchsetzen<sup>53</sup>.

Die wirtschaftlich Führenden bedrückt um die Jahrhundertwende vor allem ein Komplex, die soziale Frage, die sie bei allen Erfolgen wie das schlechte Gewissen den Übeltäter verfolgt. Auch hier möge Eugen *Diesel* nochmals als Zeuge sprechen, der der „fürchterlichen sozialen Komplexe und Beklemmungen, wie sie während der Jahrhundertwende . . . geherrscht haben“<sup>54</sup> gedenkt. Die Welten Arbeiter und Gebildeter erscheinen ihm in Erinnerung an seine Volontärzeit damals als unüberbrückbar. Und dies — mit *Diesels* Worten — „würde sich auch kaum verändert haben, wenn ich etwa behauptet hätte, Sozialdemokrat zu sein“<sup>55</sup>.

So erscheint einzig „die schöpferische technische Arbeit . . . sozial einwandfrei“, der Besitz einer eigenen Fabrik aber schon wie ein moralischer Makel. Der Erfolg verpflichtet zwar zur Repräsentation. Man kommt dieser Pflicht auch nach, aber es ist eine „konventionelle“ Pflicht, sich etwa eine Villa zu kaufen<sup>56</sup>. Das ‚hochherrschaftliche‘ Haus, das sich *Diesel* hinsetzte, „war ein Übergang von der Großbürgervilla zum kleinen Schloß“<sup>57</sup>.

Am Beginn dieser Skizze stand jenes kritische Wort Robert *Musils* über die Jahrhundertwende, das als Charakteristikum unserer Epoche deren abgründige Widersprüchlichkeit hervorhob. Asynchronien der verschiedensten Art, sowohl geistige als auch realsoziologische, gehören zum Kulturprozeß, der stets kumulativ ist, und Konflikte der verschiedensten Art haben gesellschaftlich auch eine positive Bedeutung. Sicher kann man von keiner Epoche volle Harmonie in ihren Werten

<sup>53</sup> Karl *Löwith*: Die immer gleiche Natur des Menschen im Wandel seiner geschichtlichen Existenz. In: Gefährdung und Bewahrung des Menschen im Umbruch der Zeit. München-Planegg 1959. S. 29 ff.

<sup>54</sup> *Diesel*: Jahrhundertwende. a.a.O. S. 225.

<sup>55</sup> Ebenda S. 241.

<sup>56</sup> Ebenda S. 183.

<sup>57</sup> *Diesel*: *Diesel*. a.a.O. S. 320.

und Absichten erwarten, aber es gibt Widersprüche in den Werten und Absichten, die sich a limine ausschließen.

Es ist erschütternd, wenn man diese Linie weiterverfolgt: 1934 erscheint gleichsam in Fortsetzung dieser Haltung und vom gleichen Geiste getragen Wilhelm Bölsches Büchlein: „Was muß der neue deutsche Mensch von Naturwissenschaft und Religion fordern?“ Dort heißt es dann zum Schluß<sup>58</sup>: „Ich denke mir, ein solcher deutscher religiöser Zusammenfasser müßte von alle dem etwas haben: ein Stück alter Germanenheld unter seinen Götterdämmerungsfeuern sein, im tiefsten Herzen dann doch ein Christ, ein trotziger Mann wie *Luther* war, vielleicht nur etwas freier. Und endlich befreiter Prometheus, der erkannt hat, daß in all seiner Sternennacht ein Religiöses nötig ist und nötig bleibt.“

Es ist mißlich, ein Urteil über eine Epoche zu fällen, welche die Epoche unserer Väter und Großväter war. Es ist so leicht, nachher mehr zu wissen als vorher. Ein Grund zur Verklärung dieser Epoche scheint uns jedoch kaum gegeben zu sein. Demgegenüber drängt sich uns die Frage auf, ob es jener Generation bzw. jenen Generationen überhaupt mit dem ernst war, was sie im einzelnen vertraten. Hat man sich doch an diesen Widersprüchen geradezu berauscht.

Das gleiche aber, das der von uns eingangs zitierte *Musil* verspottete und uns in Wilhelm Bölsches Alterswerk symptomatisch und beängstigend begegnete, hat *Diesel* jun. um die Jahrhundertwende bewegt: „Ich wußte auch nicht, wie man sich, wenn man einigermaßen ehrlich bleiben wollte, zwischen Christus und dem damals sehr empfohlenen Buddha, zwischen Realismus und Humanismus, Materialismus und Idealismus, modernen und antiken Sprachen, Sozialismus und Kapitalismus, *Kant* und *Nietzsche*, *Bach* und *Richard Strauß* entscheiden sollte . . . Und . . . daß dies Bildungsstreben und diese Kultur im allgemeinen der Annehmlichkeit, dem Zeitvertreib, der Verschönerung des Daseins diene, aber beileibe nicht Ernst damit machte, eine brauchbare Grundlage für unsere Lebensführung zu schaffen<sup>59</sup>.“

Die Zeit um die Jahrhundertwende in Deutschland hat alles in einem gewollt. Das verstand sie als menschliche Freiheit. Ihr Fortschrittsglaube und ihr Sicherheitsgefühl bestanden zu einem großen Teil in der Annahme, alles wollen zu dürfen, an die Verwirklichung sich ausschließender Positionen und Absichten zu gehen und zu meinen, davon dann nur die angenehmen Seiten voll einheimen zu können.

<sup>58</sup> op. cit. Berlin-Charlottenburg 1934.

<sup>59</sup> *Diesel*: Jahrhundertwende. a.a.O. S. 225.



Für die Jahrhundertwende bestand das Erbe der Aufklärung wesentlich in einem extremen Wertsubjektivismus, dessen Früchte wie *membra disiecta herum* irrlichterten. Obwohl die meisten dieser Intentionen und Ziele sich gegenseitig ausschlossen oder aufhoben, waren sie — wie Robert *Musil* es ausdrückt — doch „zu einem schimmernenden Sinn verschmolzen“.

Das Ungereimte dieses „Sinnes“ war in sich schon ein Stück „Zerstörung der Vernunft“<sup>60</sup>. Nur wenige dachten an die Erfordernisse des Zusammenlebens als Volk. Die meisten hatten es in satter Bejahung oder maßloser Zeitkritik nur mit letzten und höchst abstrakten Werten zu tun. Denn diese Gesellschaft hatte auf Grund einer heillos überalterten politischen Struktur nicht die Möglichkeit, diese politische Unerfahrenheit selbst zu überwinden und sich letzten Endes demokratisch als Nation zu integrieren.

Aus diesen mannigfaltigen Unsicherheiten über sich selbst bei gleichzeitiger politischer Ohnmacht konnte jener für Deutschland so charakteristische Zug seines politischen Wesens, der sich in weiterer Zukunft so verhängnisvoll auswirken sollte, auch nicht abgebaut werden. Er bestand vor allem darin, das Politische in ähnlich ambivalenter Weise gleichzeitig zu verachten und zu überhöhen. Insbesondere wurde die demokratische Regierungsform beim Bürgertum weder als etwas gesehen, um das es wirklich zu kämpfen galt, noch in ihrem Wesen als eine Methode erkannt, mit der man die Allgemeinheit betreffende Fragen von unten her zur Entscheidung bringt. Sie galt vielmehr als etwas, das von den hohen sittlichen Qualitäten der Demokraten abhängig sei. Das auf der Tagesordnung des politischen Deutschland um die Jahrhundertwende stehende Problem wurde so auf die ethische Ebene abgeschoben, damit aber auch fast unerreichbar.

Diese idealistische Überhöhung der Demokratie brachte aber zugleich mit sich, daß ihr praktischer Alltag wegen ihres Kompromißcharakters als moralisch zweifelhaft, ja, sogar als verwerflich gelten mußte. Der Politiker wurde hier zum Lügner und skrupellosen Verkäufer der eigenen Prinzipien, ohne jede innere „Haltung“. Dem Obrigkeitsstaat aber beugte man sich willig, weil man lieber ein großes Unrecht von ihm als eine kleine „Unordnung“ in der Gesellschaft ertrug.

Diese moralische Überforderung macht aber das Verständnis des Wesens einer Demokratie ungemein schwierig, ja, fast unmöglich, und das Odium, mit dem die politische Tätigkeit damit belegt war, mußte die Demokratie austrocknen, bevor sie überhaupt da war. Das Politische wurde hier aus einer Methode zu einer Frage der „Haltung“.

<sup>60</sup> Georg *Lukacz*: *Die Zerstörung der Vernunft*. Neuwied 1962.

und als Haltung galt das Beharren auf sich verabsolutierenden Prinzipien. Da es aber über Prinzipien kaum eine Verständigung geben kann, war damit das Politische wiederum extrapoliert. Im Endeffekt wollte jeder allen anderen und alle jedem einzelnen seine beziehungsweise ihre Prinzipien aufzwingen. Damit spielte man wiederum unbewußt und indirekt den obrigkeitsstaatlichen Traditionen in die Hände.

Das politische Bewußtsein in Deutschland zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts hatte so immer noch nicht zur Kenntnis genommen, was *Kant* über ein Jahrhundert vorher in seinem philosophischen Entwurf „Zum ewigen Frieden“ von dem „Staat der Engel“ und dem „Volk von Teufeln“ geschrieben hatte: „Das Problem der Staatserrichtung (*Kant* meint hier die Errichtung einer demokratischen Republik) ist, so hart es auch klingen mag, selbst für ein Volk von Teufeln (wenn sie nur Verstand haben) auflösbar“<sup>61</sup>.

Dem deutschen Bürgertum dieser Zeit kann niemand seine wirtschaftliche Leistung streitig machen. Politisch war es demgegenüber steril. Gewiß kann man von einer ihrem Wesen nach apolitischen Haltung keine vernünftigen politischen Ergebnisse erwarten, aber dieses Mißverhältnis sollte sich später bitter rächen. So wurde es sehr schwer, sich von der Idee der präpolitischen Einheit eines „Volkes“ zu trennen, der Parlamente, Parteien und Verbände nur als Störenfriede einer gleichsam naturgegebenen harmonischen Einheit gelten mußten. Genau so schwer aber mußte es werden, sich von jener perfektionistischen Idee zu trennen, die eigentlich nur schnelle und robuste Entscheidungen als das Wesen guter „Politik“ gelten ließ. Damit aber waren schon um die Jahrhundertwende trotz eines großartigen wirtschaftlichen Aufschwunges politisch alle Weichen falsch gestellt. Die moralische Überforderung des Politischen mußte später zu einer Mißachtung der Demokratie führen, als diese in der Republik von Weimar endlich Wirklichkeit geworden war.

---

<sup>61</sup> 3. Definitivartikel, 1. Zusatz. Absatz 1. Kurt von Raumer: *Ewiger Friede*. Freiburg/München (Orbis Academicus). S. 440.